



PETER MAINKA

B DAS
BARACKENMÄDCHEN

Roman



PETER MAINKA

Das Barackenmädchen

Leseprobe

Das Buch ist im BoD-Verlag erschienen
und für 11,99 € in jedem Buchladen
erhältlich.

ISBN: 9783752860283

Online bestellbar beim BoD-Verlag
oder bei zahlreichen Online-Buchshops.

Über dieses Buch

›Das Barackenmädchen‹ ist ein Roman voller Leidenschaft im Angesicht der bitteren Nachkriegszeit, mit einer jungen Heldin, die sich durch nichts auf der Welt von ihrem Weg und ihrer wahren Liebe abbringen lässt. Der historische Hintergrund basiert auf einer wahren Begebenheit.

Frühjahr 1945. Aus Angst vor Übergriffen der Roten Armee verlässt die siebzehnjährige Helene ihre Heimatstadt Brünn.

Als sie nach Kriegsende mit ihrem jüngeren Bruder Karl und ihrer Mutter zurückkehrt, drängt sich eine unerbittliche Wirklichkeit aus Erniedrigung und Ausgrenzung in ihr Leben. Trotz aller Demütigungen kämpft sie um die Liebe zu ihrem Freund Jan und die Freilassung ihres inhaftierten Vaters.

Dabei gerät das Mädchen in einen gefährlichen Strudel aus Heimtücke und Arglist.

Peter Mainka

Das Barackenmädchen

Roman

BoDTM
BOOKS on DEMAND

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografi-
sche Daten sind im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Neuaufgabe Mai 2022

Copyright © 2018 by Peter Mainka

Lektorat und Korrektorat: Stefanie Schickhuber

Umschlagbilder:

Pixabay.com; Annemarie Mainka

Umschlaggestaltung:

Annemarie und Peter Mainka

Herstellung und Verlag:

BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN: 9783752860283

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt.

Alle Rechte vorbehalten.

*Der historische Hintergrund dieser Geschichte
basiert auf einer wahren Begebenheit.
Das Buch soll der Erinnerung dienen,
soll weder anklagen noch verurteilen
und ist den mutigen Frauen gewidmet,
die diese Welt ein kleines Stückchen
besser gemacht haben.*

Prolog

30. Mai 2018

Als ich an einem sonnenbeschiedenen Frühlingmorgen die Augen öffne, ist es zunächst nur ein vages Gefühl, das mich an ein bestimmtes Ereignis erinnern möchte. Gab es da nicht etwas, das wieder Farbe in mein sonst so tristes Leben bringen würde?

Auf einmal entsinne ich mich, dass ich heute Geburtstag habe. Die Freude darüber hält sich in Grenzen – nie hätte ich gedacht, dieses biblische Alter erreichen zu können. Ich frage mich, wo die Zeit hingegangen ist und lasse die vergangenen neunzig Jahre noch einmal an mir vorüberziehen. Da gab es gute und schlechte Zeiten und die tragische Ära, die mein Leben und das Leben von Millionen anderer Menschen geprägt hatte. Wenn ich darüber nachdenke, wird mir bewusst, wie mir zusehends die Zeit davonläuft, um das zu erzählen, was mir seit Langem auf der Seele brennt. Bisher hatte ich nicht den Mut gefunden, über die Geschehnisse zu sprechen – die Angst, es könne den erlebten Schmerz noch einmal aufrühren, war zu groß gewesen. Jetzt aber, da die letzten Augenzeugen dahingehen und meine Zeit sicher auch bald kommen wird, sollte ich mein Schweigen brechen und über das Erlebte sprechen. Hatten nicht die Nachkommen ein Recht darauf, zu erfahren, was sich in diesen furchtbaren Tagen ereignet hatte? Vielleicht liegt der Sinn meines Überlebens ja gerade darin, dass ich meine Erlebnisse an nachfolgende Generationen weiter-

gebe – damit sie es besser machen, als es die Menschen in jenen bewegten Zeiten taten.

Nachdem ich meine Morgentoilette verrichtet habe, klopft es eine Stunde später an die Tür. Selina, mein Ein und Alles, kommt mit einem gewinnenden Lächeln herein. »Alles Gute zu deinem neunzigsten Geburtstag!« Sie nimmt mich in die Arme und ich bin dankbar, dass sie nur sanft zudrückt. »Dieser Tag gehört dir, Oma, ich habe mir heute extra freigenommen.«

»Das ist gut, Selina, dass du Zeit für deine alte Oma mitgebracht hast. Komm, setzen wir uns. Ich möchte dir gerne eine Geschichte erzählen. Es geht um ein dunkles Kapitel aus meinem früheren Leben.«

Selina, neugierig geworden, sieht mich mit ihren rehbraunen Augen an. »Ich habe gar nicht gewusst, Oma, dass es da etwas Schlimmes in deinem Leben gegeben hat.« Sie rückt sich einen Stuhl zurecht. »Jetzt platze ich aber gleich vor Neugier.«

Kapitel 1

Brünn im Jahre 1945, Protektorat Böhmen und Mähren, autonome Verwaltungseinheit des Großdeutschen Reiches (heute: Brno, Tschechische Republik)

Im April 1945 verbrachten wir einen Großteil unserer Zeit in düsteren und kalten Kellern. Auf Momente der Angst, in denen wir panisch den nächstgelegenen Luftschutzkeller aufsuchten, folgten Stunden der Beklemmung. Unaufhörlich kreisten die Gedanken darum, wie man diese schweren Zeiten heil überstehen könnte. Niemand mehr glaubte ernsthaft an die entscheidende Kriegswende, für die im Radio unentwegt Propaganda gemacht wurde.

Wir lebten als deutsche Minderheit in der mährischen Hauptstadt Brünn – eine Stadt in der heutigen Tschechischen Republik. Damals gehörte Brünn als Protektorat zum Großdeutschen Reich und war dem NS-Regime unterstellt, das die Welt an den Rand des Abgrunds gebracht hatte.

Der Krieg kam spät zu uns. Während die Waffen in anderen Teilen der Welt schon lange tobten, herrschte in unserer Štatl, wie wir unsere geliebte Stadt Brünn nannten, eine trügerische Idylle. Nun aber rückte die Rote Armee unaufhaltsam näher – deutlich zu erkennen an der kürzer werdenden Zeit, die zwischen Fliegeralarm und Bombeneinschlägen lag.

Nachdem am 16. April den ganzen Tag über Fliegeralarm herrschte, bat mich am nächsten Tag meine Mut-

ter, die Koffer zu packen. »Helene, wir müssen so schnell wie möglich weg; hier sind wir nicht mehr sicher.«

Ich zögerte, weil ich Jan, meinen Jugendfreund, nicht ohne ein Wort des Abschieds zurücklassen wollte. Ich stand kurz vor meinem siebzehnten Geburtstag und war seit einigen Monaten über beide Ohren in Jan verliebt.

»Ich müsste aber noch einmal weg, Mama. Geht das?«

Zwar wusste meine Mutter nicht genau über meine Liebe zu Jan Bescheid, aber natürlich ahnte sie längst, dass hinter meinen Ausflügen ein junger Mann steckte. »Bleib aber nicht zu lange. Es stehen Sonderzüge zum Verlassen der Stadt bereit ... und niemand weiß, wie lange noch.«

»Wohin fahren wir überhaupt? Kommt nicht der Krieg von allen Seiten auf uns zu?«

Meine Mutter zuckte unschlüssig mit den Schultern. »Wir könnten nach Tábor in Böhmen, da soll es Unterkunft für Mütter mit Kindern geben. Was hältst du davon?«

»Mir egal, Mama, Hauptsache keine Bomben mehr«, meldete sich Karl, mein neunjähriger Bruder, zu Wort. Karl war ein intelligenter, aber äußerst sensibler Junge, dem die Luftangriffe sichtlich zugesetzt hatten. Solange ich ihn kannte, hatte er schon eine schmale Statur. Da er seit Tagen kaum etwas gegessen hatte, konnte man zu sehen, wie seine Wangenknochen mit jedem Tag deutlicher unter der dünnen Haut hervortraten.

Ich streichelte meinem Bruder am Kopf. »Ich werde mich beeilen, Karli. Dann bringen wir dich an einen Ort, an dem wir sicherer sind als hier.«

Etwas später machte ich mich auf den Weg. Wenigstens schwiegen seit geraumer Zeit die Luftsirenen. Über der Stadt und in der Stadt herrschte eine gespenstische Ruhe. Zerstörte Gebäude zeugten von der gewaltigen Zerstörungskraft der Bomben. Bald hatte ich Jans Arbeitsplatz, die Brünnner Wasserwerke, erreicht. Obwohl mir Jan eingeschärft hatte, mich nicht an diesem Ort blicken zu lassen, fragte ich beim Hausmeister nach ihm.

Mit einem missbilligenden Gesichtsausdruck kam dieser meiner Bitte nach. »Warte hier! Ich werde sehen, was sich machen lässt.«

»Das Verhältnis zwischen Tschechen und Deutschen wird immer angespannter«, erklärte Jan kurz darauf, während er mich aus dem Sichtfeld des Hausmeisters führte. »Entschuldige Helene, aber wir sollten unsere Liebe geheim halten. Man kann niemandem mehr über den Weg trauen und ich möchte nicht als Kollaborateur verhaftet werden.«

»Ein Kollaborateur?« Ich war entsetzt. »Nur, weil du ein deutsches Mädchen liebst?« Ich zwang mich, ruhig zu bleiben. »Tut mir leid! Ich wollte dich nicht in Schwierigkeiten bringen, aber Mama, Karli und ich werden die Stadt so bald wie möglich verlassen.«

Jan schluckte, sichtlich getroffen von dieser Nachricht. »Ihr geht weg!? Aber wir lieben uns doch! Wie soll es dann mit uns weitergehen?«

»Mama meint, dass der Krieg bald zu Ende ist. Dann können wir wieder nach Brünn zurückkehren. Hier sind doch unsere Wohnung und unser ganzes Hab und Gut.

Und so Gott will, bleibt unser Haus vom Krieg verschont.«

»Und ihr habt euch ja auch nichts zuschulden kommen lassen«, stimmte Jan zu. »Ich denke, dass ihr nach Kriegsende von den tschechischen Widerstandskämpfern nichts zu befürchten habt.«

Ich wollte gerne beipflichten, war aber nicht vollends überzeugt. »Die Stimmung gegen die Deutschen wird aber mit jedem Tag gereizter. Glaubst du nicht, es könnte zu Racheakten kommen?«

»Das kann man bei bestimmten Leuten leider nicht ausschließen. Du weißt ja selbst, wie rigoros die Gestapo und die SS gegen meine Landsleute vorgegangen sind.«

Jan kaute nervös auf seiner Unterlippe. »Aber deine Mutter hat sich doch aufopfernd für kranke Menschen eingesetzt und dabei keinen Unterschied gemacht, ob es Deutsche oder Tschechen waren«, entgegnete er schließlich. »Außerdem ist sie als gelernte Krankenschwester unersetzlich.«

Damit hatte er mich überzeugt. Noch konnte ich nicht ahnen, dass wir von einem fatalen Irrtum ausgingen.

Es folgte ein kurzer, herzerreißender Abschied, der innerlich höchst emotional war, nach außen hin sich aber nüchtern gestaltete. Von Neugier erfüllt streifte der Hausmeister an uns vorbei. So mussten wir all unsere Gefühle zurückhalten. Da ich Jan nicht in Schwierigkeiten bringen wollte, unterließ ich jede zärtliche Berührung.

»Ich liebe dich und warte auf dich«, flüsterte Jan mir ins Ohr.

Nachdem ich schweren Herzens das Gebäude verlassen hatte, vermeinte ich, auf mich gerichtete Blicke zu spüren. Da ich nach einiger Zeit das Gefühl nicht loswurde, dass die Blicke mich noch immer verfolgten, wandte ich mich ruckartig um. Für einen kurzen Augenblick konnte ich meines Verfolgers ansichtig werden, ehe sich dieser rasch hinter eine Hausecke zurückzog.

Der kurze Augenblick reichte, um den jungen Mann zu erkennen. Es war Vojtěch, Jans bester Freund, zu dem ich nie einen besonderen Zugang gefunden hatte. Ganz im Gegenteil vermeinte ich, dass Vojtěch stets eine abneigende Haltung mir gegenüber hatte.

Ich überlegte, ob ich umkehren sollte, um ihn zur Rede zu stellen, warum er mir nachstellte. Ein beklemmendes Gefühl riet mir aber, es sein zu lassen. Zudem musste ich mich sputen: Mama und Karl saßen sicher bereits auf gepackten Koffern und erwarteten mich sehnsüchtig.

Kapitel 2

*Tábor, Protektorat Böhmen und Mähren
(heute: Tschechische Republik)*

Nach einer beschwerlichen Fahrt mit der Eisenbahn waren wir endlich in der böhmischen Stadt Tábor angekommen. Man brachte uns in ein stillgelegtes Fabrikgebäude, das auch schon einmal bessere Zeiten gesehen haben musste.

»Familie Schneider!«, rief uns ein uniformierter Mann auf, der sich kurz zuvor als Blockleiter vorgestellt hatte. »Ich bringe Sie zu Ihrem Schlafplatz. Da können Sie es sich gemütlich machen.«

Wir betraten eine Fabrikhalle, in der eng aneinandergereihte Etagenbetten aufgestellt waren. In der riesigen Halle wimmelte es von Menschen.

»Keine Angst!«, meinte der Blockwart. »Das sind ausnahmslos Bürger des Deutschen Reiches, die die Zeit bis zum Endsieg in diesem Raum verbringen werden.« Offensichtlich schien der Blockwart wirklich an die Erschaffung neuer Wunderwaffen zu glauben, die die entscheidende Kriegswendung bringen würden. Viele Parteiangehörige waren dem Regime geradezu sklavisch ergeben. Immerhin war man – selbst wenn man als Blockwart in der Hierarchie der NSDAP-Parteiorganisation auf der untersten Stufe stand – Teil eines bis ins Detail ausgeklügelten Machtsystems.

Natürlich wussten wir, dass es gefährlich war, einen Endsieg infrage zu stellen. Wer auch nur den geringsten

Zweifel daran äußerte, musste mit drakonischen Strafen rechnen. So schwiegen wir. Wer über Jahre hinweg in einem diktatorischen System lebt, ist ohnehin an Schweigen gewöhnt.

»Ich kann Ihnen einen ganz besonderen Platz anbieten«, verkündete der Blockwart und zeigte mit einer Großmutsgeste auf zwei Etagenbetten, die direkt an der frisch getünchten Außenmauer der Fabrikhalle standen. »Hier sind Sie nicht mitten im Gedränge und haben eine bessere Privatsphäre.« Er tätschelte mich an der Schulter. »Und du musst dir ein Stockbett mit einem Mädchen aus einer anderen Familie teilen.«

»Natürlich!« Ich schluckte meine Bestürzung über unser neues Zuhause hinunter. Hatte der Blockwart nicht etwas von ›gemütlich machen‹ gesagt? Auf meiner Zunge lag bereits ein sarkastisches ›Es ist ja nur bis zum Endsieg.‹ Den Drang, es auszusprechen, konnte ich zum Glück unterdrücken.

Etwas später erschien das Mädchen, mit dem ich mir das Etagenbett teilen musste. »Ich bin die Gretl«, stellte sie sich mit schlesischer Mundart vor. Sie war sehr nett aber leider Bettnässerin. Das bekam ich gleich in der ersten Nacht zu verspüren. Wir vermieden das kleine Malheur, indem wir die Betten tauschten und ich nach oben ging. Im Grunde genommen war dies nicht wirklich ein Problem – wir hatten ganz andere Sorgen. Wenn ich an Jan dachte, wurde mir eng ums Herz. Hatten wir überhaupt noch eine gemeinsame Zukunft? Zudem vermissten Karl und ich unseren Vater. Auch meiner Mutter merkte man an, wie sie unter der Ungewissheit litt. Wir hatten Papa zuletzt vor zwei Monaten gesehen,

als er nach einer Verwundung für wenige Tage nach Hause durfte. Vor einem Monat erhielten wir seine letzte Feldpost, abgesandt von der Ostfront, aus einem Gebiet, das wenig später von den sowjetisch-russischen Truppen erobert wurde. Seitdem hatten wir nichts mehr von Papa gehört. Auch wenn Mutter und ich mittlerweile vom Schlimmsten ausgingen, versuchten wir Karl, der Papa glühend liebte, Hoffnung zu machen. »Du wirst sehen, Karli, Papa kommt bestimmt bald zurück.«

Dafür, dass wir uns im Krieg befanden, verliefen die nächsten Tage ziemlich ruhig. Die Fronten lagen von Tábor noch etwas weiter entfernt. Gelegentlich suchten wir ein in der Nähe gelegenes Gasthaus auf, das von Tschechen geführt wurde. Das Essen schmeckte vorzüglich, wurde aber von Tag zu Tag teurer. Darauf angesprochen entgegnete der Wirt in gebrochenem Deutsch: »Zeiten werden immer schwerer.«

Als wir dem Gasthof wenige Tage später wieder einen Besuch abstatten wollten, wurde wir Zeuge eines Übergriffs auf die Wirtsleute. Partisanen – tschechische Widerstandskämpfer – traktierten sie mit Schlägen und beschuldigten sie, da sie ›Feinde‹ bewirteten, der Kollaboration.

Trotz der vermehrten Attacken von Widerstandskämpfern wurde Tábor bis zum Kriegsende von deutschen Truppen gehalten. Am 8. Mai wurde schließlich die bedingungslose Kapitulation des Deutschen Reiches verkündet. Schlagartig veränderten sich die Machtverhältnisse – daran zu erkennen, dass der Blockwart sich seiner Uniform entledigte und nur noch in Zivil herumlief.

Die Stadt stand jetzt unter Kontrolle der Roten Armee und tschechischer Widerstandskämpfer.

Es folgte eine äußerst gefährliche Zeit. Wir waren plötzlich vogelfrei, schutzlos und geächtet. An allen Ecken waren Schüsse zu hören. Rotarmisten schossen im Siegestaumel Salven in die Luft. Insbesondere Frauen befanden sich in höchster Gefahr, vor allem nachts. Soldaten kamen und suchten sich willkürlich ihre Opfer aus. Selbst vierzehnjährige Mädchen blieben nicht verschont. In Panik beschlossen wir, gemeinsam mit anderen Müttern die Stadt zu verlassen. Vielleicht waren es gerade die kleinen Kinder dieser Mütter, die uns vor Übergriffen bewahrten. Dessen ungeachtet mussten wir auf der Hut sein, nicht zwischen die Fronten zu gelangen. Obgleich der Krieg offiziell vorbei war, gab es immer noch vereinzelt Gefechte. Immer wieder waren Schüsse zu hören. Rauchsäulen stiegen in den Himmel. Meist waren es Einheiten der Waffen-SS, die erbitterten Widerstand leisteten. Zuweilen gab es auch versprengte Truppen der Wehrmacht, die unter keinen Umständen in russische Gefangenschaft geraten wollten. Verzweifelt setzten sie alles daran, sich in Gebiete, die von Einheiten der amerikanischen Armee beherrscht wurden, durchzuschlagen.

Die erste Nacht nach dem Verlassen der Stadt verbrachten wir in einer Scheune. Wir stapelten mehrere Strohballen als Blickschutz übereinander. Dahinter versteckten wir uns. Den kleinen Kindern schärfte man ein, ruhig zu bleiben. Wir hatten noch einige Nahrungsmittel in unseren Rucksäcken, dennoch bat mich meine Mutter, die schon immer eine vorausdenkende Frau war, Essba-

res zu organisieren. »Man kann nie wissen. Wir brauchen Reservens und Milch für die Kinder.« Sie drückte mir ein Bündel Kronen in die Hand. »Vielleicht verkaufen dir die Bauern etwas.«

Zusammen mit meiner neuen Freundin Gretl eilte ich los. In der Gegend lagen mehrere verstreute Bauernhöfe. Mit gemischten Gefühlen näherten wir uns dem ersten Hof. Ein aggressiv bellender Hofhund durchkreuzte unsere Pläne.

Etwas später hatten wir mehr Glück. Im Hof sahen wir ein etwa gleichaltriges Mädchen. »Können wir bei euch Essen kaufen?«, fragte ich.

»Ich muss meine Mutter fragen«, gab das Mädchen auf Tschechisch zurück. Das dämpfte unsere Hoffnung. Da in den letzten Tagen extrem Stimmung gegen meine Landsleute gemacht wurde, hatten wir insgeheim gehofft, deutsche Hofbesitzer anzutreffen.

»Tut uns leid«, erklärte die aus dem Haus kommende Bäuerin, »aber im Radio ist verkündet worden, dass es bei Strafe verboten ist, an Deutsche etwas zu verkaufen.«

»Es sind auch kleine Kinder dabei und wir zahlen natürlich für das Essen«, versuchte ich die Frau umzustimmen.

Daraufhin tauschten Mutter und Tochter einige Sätze miteinander aus. Da ich perfekt Tschechisch beherrschte, verstand ich jedes Wort.

»Es sind doch auch Menschen«, redete das Mädchen auf ihre Mutter ein.

»Aber sie haben viel Leid über uns gebracht«, hielt die Mutter dagegen.

»Aber doch nicht diese Mädchen und ganz bestimmt nicht die Kinder.«

Das hatte die Bäuerin überzeugt. Dass sie das Herz am rechten Fleck trug, merkte man am Preis, den sie für Brot, Schmalz, Milch und Zucker genommen hatte. Dieser war mehr als gerecht.

Die kurzzeitig aufgekommene Euphorie wich bald einer bedrückenden Schwere. Nachdem wir anfangs froh über das Versteck gewesen waren, mussten wir feststellen, wie deprimierend unsere Lage war. Der Krieg war vorbei, aber die Frauen waren zum Freiwild für die Sieger geworden. Momentan wussten wir nicht, ob wir bleiben oder weiterziehen sollten. So trauten wir uns nur zum Verrichten unserer Notdurft und zum Schöpfen von Wasser aus der Scheune. Letzteres holten wir aus einem kleinen Bächlein, das in rund dreihundert Meter Entfernung vorbeifloss. Das Wasser reichte aber nur zum Trinken und zum Benetzen des Gesichts, an eine gründliche Körperhygiene war nicht zu denken. Da Mutter unsere Vorräte stark rationierte, fing mein Magen zu knurren an. Von dem Wenigen, das mir zugeteilt wurde, steckte ich Karl etwas zu, dessen Lust am Essen wieder zugenommen hatte. Mama hatte ihm versichert, dass wir keine Bombenangriffe mehr zu befürchten hätten. Das tröstete ihn über den Verlust seines Papas hinweg, den er ja sowieso bald wiedersehen würde, wie wir ihm versicherten. Dabei wussten wir nichts über Papas Verbleib. Sicher war nur die Ungewissheit.

In den folgenden Tagen verließen mehr und mehr Frauen mit ihren Kindern die Scheune. Einige davon hatten Bekannte oder Verwandte in der Region, zu

denen sie sich durchschlagen wollten. Andere machten sich daran, auf gut Glück den Weg zurück in ihren Heimatort zu finden. Auch Gretls Familie schickte sich an, eine Reise in die Ungewissheit anzutreten.

Nach weiteren drei Nächten sahen wir uns alleine zurückgelassen. »Was meinst du, Helene«, fragte mich an diesem Abend meine Mutter. »Sollten auch wir versuchen, uns nach Brünn durchzuschlagen?«

Ich zögerte. Ich hatte mit eigenen Augen gesehen, wie betrunkene Rotarmisten sich an wehrlosen Frauen vergingen. Glücklicherweise waren Mama und ich bisher vor sexuellen Übergriffen verschont geblieben. Und Brünn mochte gut und gerne 150 Kilometer entfernt liegen. Ein Bauchgefühl riet mir, vorerst noch in unserem Versteck auszuharren. »Ich bin mir nicht sicher, ob es gut ist, diesen Ort zu verlassen. Darf ich noch eine Nacht darüber schlafen, Mama?«

»Natürlich«, stimmte Mama zu. »Vertagen wir die Entscheidung auf morgen.«

Etwas später war ich mit meinen Gedanken bei Jan. Eigentlich spukte er pausenlos in meinem Kopf herum. Nachts jedoch wurden die Gefühle stärker. Ich glaubte, seine zärtlichen Berührungen zu verspüren. Bald aber wurde mir klar, dass eine ganze Welt zwischen uns lag. Das stimmte mich traurig. Schließlich weinte ich mich in unruhigen Schlaf.

Gegen Ende der Nacht wurde ich durch ein scharrendes Geräusch geweckt. Augenblicklich fuhr ich hoch, um vorsichtig über die als Schutzwall errichteten Strohballen zu blicken. Danach ging alles sehr schnell. Das

Scheunentor wurde aufgerissen und mehrere Männer stürmten mit vorgehaltener Waffe in die Scheune. Ein Hund stürzte direkt auf uns zu und machte mit lautem Gebell auf uns aufmerksam. Daraufhin suchten die Männer Deckung und forderten uns lautstark auf, aus unserem Versteck hervorzukommen. Das Licht von grellen Scheinwerfern stach uns in die Augen. Zitternd und mit erhobenen Händen kamen wir der Aufforderung nach.

»Ist außer euch noch jemand in der Scheune?«, fragte jemand. Wir verneinten. Während uns einige Männer umstellten, durchsuchten andere die Scheune. Mittlerweile war uns klargeworden, dass wir es mit tschechischen Widerstandskämpfern zu tun hatten.

»Gut, dass ihr die Wahrheit gesagt habt«, bemerkte einer der Männer. Dann unterzogen sie uns einem Verhör. Offensichtlich schienen sie die Gegend nach untergetauchten Gestapo-Leuten zu durchkämmen. Wir selbst hätten nichts zu befürchten, erklärte uns schließlich der Kommandant der Truppe. »Aber hier könnt ihr nicht bleiben. Alle deutschen Frauen und Kinder müssen an ihren Heimatort zurückkehren.«

Dann übergab er uns an zwei seiner Männer. »Ihr bringt die Familie zum nächstgelegenen Bahnhof.«

Auch wenn die beiden nicht besonders freundlich waren, begleiteten sie uns wie befohlen zum Bahnhof.

Noch am gleichen Abend – es war schon dunkel – rollte ein Zug ein. Er war langgezogen und wollte kaum enden. Mit quietschenden Rädern kam er endlich zum Stehen. Ohne ein Wort zu verlieren, schoben uns die

Männer in den letzten Waggon – ein mit menschlicher Fracht beladener Güterwagen.

In einer Ecke des Zuges fanden wir Platz. Auch wenn das Innere des Waggons schmutzig war, ließen wir uns entkräftet auf dem kalten Metallboden nieder. Nach Angaben der Widerstandskämpfer sollte das Ziel unsere Heimatstadt Brünn sein. Einerseits waren wir dankbar, dass wir anständig behandelt wurden, andererseits beschlichen uns jetzt ganz andere Gefühle. Was würde uns in der Stadt erwarten, die wir vor rund vier Wochen überstürzt verlassen hatten?

Kapitel 3

Die Fahrt im Güterwagen war holprig, aber ohne bedeutende Zwischenfälle. Zuweilen fand ich sogar etwas Schlaf, der aber wenig erholsam war, da wir immer wieder kräftig durchgeschüttelt wurden. Angesichts der Unsicherheit, was uns in Brünn erwarten würde, fuhren wir der Heimat mit gemischten Gefühlen entgegen. Die Erinnerung an die guten vergangenen Zeiten war jedoch so lebendig, dass es mir gelang, die aufkommenden Befürchtungen beiseitezuschieben.

Nachdem ich erneut eingenickt war, wurde ich durch laute Stimmen geweckt. Offensichtlich schien es sich um einen Wortwechsel zwischen Tschechen und Russen zu handeln. Der Lautstärke nach musste das Zwiegespräch unweit von uns stattfinden. Da keine ruckelnden Bewegungen mehr zu spüren waren, musste der Zug gestoppt haben.

Ich bahnte mir einen Weg durch die anderen Passagiere und krabbelte zur Schiebetür, die eine Handbreit offenstand. Wegen der schlechten Luft hatte man sie nicht ganz geschlossen. Vorsichtig spähte ich in die dunkle Nacht hinaus. Wir mussten uns im Bahnhofsbereich eines kleinen Ortes befinden. Während sich unser Waggon noch auf freier Strecke befand, waren weiter vorne Lichter und Bahnsteige auszumachen. Ich beobachtete, wie Frauen aus den Waggons gezerrt wurden. Uniformierte, offenbar Soldaten der Roten Armee, näherten sich. In gebrochenem Deutsch forderte man die

Frauen auf, mitzukommen. »Komm Frau, Essen holen ... gleich zurück!«

Frauen, die sich weigerten, wurden gegen ihren Willen fortgebracht.

Mittlerweile waren Mama und Karl an meiner Seite. »Das gefällt mir nicht, Helene«, sagte meine Mutter. »Von wegen Essen holen. Ich kann mir schon denken, was mit den Frauen geschehen wird.«

Auch andere Mitreisende wurden unruhig. »Lassen Sie uns raus, die haben es auf uns abgesehen«, flüsterte eine weibliche Stimme in meinem Rücken, während jemand versuchte, mich beiseitezuschieben. Binnen weniger Sekunden brach Panik aus. Zum Glück stieß ein Mitreisender die Schiebetür auf.

»Wir müssen schnell raus, sonst werden wir erdrückt«, rief mein Bruder.

Wenig später hatte ich – mit Karl in der einen und einem Koffer in der anderen Hand – die nächstgelegenen Sträucher erreicht. Mutter folgte dicht hinter uns.

Es schien, als habe man uns nicht entdeckt, dennoch trieb uns die Angst weiter in das Gebüsch hinein. Als keine Stimmen mehr zu hören waren, wähten wir uns in Sicherheit, mussten aber ernüchtert feststellen, dass wir in der Eile unseren zweiten Koffer zurückgelassen hatten.

Ich wollte noch einmal zurückstürmen, doch Mama hielt mich fest. »Wir sollten das Glück, entkommen zu sein, nicht überstrapazieren«, raunte sie beschwörend. »In dem Koffer war eh nur Kleidung.«

Schweren Herzens ließ ich den Gedanken los. Auch wenn der Verlust der Kleidungsstücke schmerzte, waren

sie es nicht wert, entdeckt zu werden. Außerdem hatten wir neben dem Koffer, den wir in Sicherheit bringen konnten, noch unsere Rucksäcke mit dem Kostbarsten, das es in diesen Tagen gab: unsere Nahrungsreserven.

Den Rest der Nacht verbrachten wir im dichten Unterholz eines Waldes. Wir froren, waren aber froh, entkommen zu sein. An Schlaf war nicht zu denken, dafür waren wir viel zu aufgewühlt.

Als der Morgen graute, beschlossen wir, den Rest des Weges nach Brünn zu Fuß zu bestreiten. Dabei waren wir völlig ahnungslos, wo wir uns befanden. Um das Bahnhofsareal schlugen wir einen weiträumigen Bogen. Wenn ich an die nächtlichen Szenen dachte, fühlte ich Beklommenheit in mir aufsteigen.

»Hoffentlich hat der Wodka diese Kerle in einen langen Schlaf versetzt«, meinte Mama sarkastisch.

Wir atmeten erst auf, als wir die Ortschaft hinter uns wussten. Dann marschierten wir ostwärts, der aufgehenden Sonne entgegen. Wäre die Lage, in der wir uns befanden, nicht so ernst gewesen, hätte es ein makelloser Frühlingstag werden können. Die Sonne stieg zunehmend über den Horizont und spendete eine angenehme Wärme. Über uns lag ein herrlich blauer Himmel, um uns herum versuchte die Natur mit sattem Grün und einer betörenden Blütenpracht zu faszinieren. Die bezaubernde Kulisse für unsere Heimkehr weckte in mir die Leichtigkeit, die ich noch aus Friedenszeiten kannte. Eine Zeit, in der ich die Welt, die noch schön und bunt war, mit den Augen eines unbeschwerten Kindes sah.

Da wir noch immer nicht die leiseste Ahnung hatten, wo wir uns befanden, mussten die aufkeimenden behag-

lichen Gefühle bald wieder einer eher bedrückenden Wirklichkeit weichen. Nachdem wir eine Weile gedankenversunken dahingetrottet waren, zog ein Wegweiser unsere Aufmerksamkeit auf sich. Noch war er zu weit entfernt, um etwas entziffern zu können. Endlich konnte Karl, der vorausgeeilt war, die Schrift ablesen. »Brünn – 32 Kilometer.« Karl blickte mich fragend an. »Ist das gut oder schlecht?«

»Das ist gut, Karli! Wie du siehst, sind wir der Heimat schon ziemlich nahe gekommen.« Ich hütete mich, meinem Bruder etwas mitzuteilen, was ihn beunruhigt hätte. Allerdings fragte ich mich, wie wir den Koffer, der jetzt schon wie Blei in den Händen wog, über die vor uns liegende Strecke befördern sollten.

Es schien, als habe Karl meine Gedanken gelesen. »Wir könnten den Koffer hinter uns herziehen.« Er kramte in seiner Jackentasche, zog eine Schnur hervor und band diese am Griff des Koffers fest. »Siehst du!«, strahlte er über das ganze Gesicht. »Und damit die Schnur die Hand nicht einschneidet, wickeln wir ein Taschentuch darüber.«

Auch wenn Karls Idee dem über die Straße schlitternden Koffer ziemlich zusetzte, kamen wir gut voran. Im Laufe des Tages trafen wir weitere Frauen mit Kindern. Da auch deren Ziel die Stadt Brünn war, schlossen wir uns zusammen. In einer Gruppe fühlten wir uns sicherer.

Das sollte sich bald als kluge Entscheidung erweisen. Mehrere Fahrzeuge der Roten Armee kamen uns entgegen. Bis auf einige abschätzende Blicke wurden wir aber nicht behelligt. Der Wille, unbeschadet in Brünn

anzukommen, mobilisierte unsere letzten Kraftreserven. Dennoch gelang es uns nicht, die Stadt noch am selben Tag zu erreichen. Wegen der Kinder mussten wir des Öfteren Pausen einlegen. Da der Sonnenuntergang kurz bevorstand, suchten wir sehnlichst eine Bleibe für die Nacht. Dies erwies sich aber als äußerst schwierig.

Als wir endlich einen Heustadel entdeckt hatten, sah ich mich in Gedanken bereits in das weiche Heu niedersinken. Aber die Vorfreude auf einen erholsamen Schlaf währte nicht lange. Da der Stadel unweit eines Gehöfts stand, wurden wir vom Hofbesitzer entdeckt. Mit großen Schritten und grimmiger Miene stürmte er näher. »Macht, dass ihr fortkommt! Hier könnt ihr nicht bleiben!«

»Bitte! Nur bis zum Morgengrauen. Wir zünden auch ganz sicher kein Feuer an!«

»Tut mir leid!«, blieb der Mann hart. Es schien, als würde er mit sich selbst um eine Lösung ringen. »Nicht unweit von hier findet ihr ein besseres Quartier«, zeigte er gestikulierend die Richtung an. »Nach fünfhundert Metern zweigt von der Straße ein schmaler Weg nach rechts ab. Folgt einfach diesem Weg.«

Obwohl ich kein gutes Gefühl hatte, zogen wir weiter. Das unbehagliche Gefühl steigerte sich, nachdem wir nach einer dreiviertel Stunde noch immer kein brauchbares Quartier erblicken konnten. Ganz im Gegenteil verlief sich der Weg zusehends in einem dichten Wald, der von der aufkommenden Dunkelheit bereits tief durchdrungen war.

»Der böse Mann hat uns angelogen!«, stellte mein Bruder bedrückt fest. Natürlich hatten auch wir inzwi-

schen erkannt, dass uns der Hofbesitzer in die Irre geführt hatte. Bitterkeit stieg in mir hoch. Wieder eine Lüge! Das schmerzte. Aber hatten wir uns nicht schon an Lügen gewöhnt? Waren die Kinder der Kriegsjahre nicht mit Lügen groß geworden?

Ich drückte Karl tröstend an mich. »Morgen schlafen wir wieder in unserem Bett, Karli«, versuchte ich ihn zu beruhigen, auch wenn ich mir nicht sicher war, ob das Haus, in dem sich unsere Wohnung befand, überhaupt noch stand.

Unter den Ästen einer stämmigen Fichte schlugen wir unser Nachtlager auf. Inzwischen hatte feiner Nieselregen eingesetzt. Wenigstens bot das Geäst Schutz vor dem Niederschlag. Dicht aneinandergeschmiegt und mit der einzigen Decke, die wir bei uns hatten, versuchten wir uns die Kälte vom Leib zu halten.

Karl lag fröstelnd zwischen Mama und mir. »Glaubst du, die Engel können uns jetzt sehen, Helene?«, fragte er leise.

Ich hatte ihm einst erzählt, dass Engel vom Himmel kommen, wenn es uns nicht gut geht und wir Hilfe brauchen. »Ich glaube schon«, entgegnete ich.

»Ich bin mir da nicht sicher«, flüsterte Karl.

»Wieso nicht?«

»Weil wir kein Bett zum Schlafen haben und weil keine Engel da waren, als die Bomben gefallen sind.« Karl atmete tief durch. »Und wo bleiben eigentlich die Engel, die Papa aus dem Krieg zurückbringen?«

Das waren die Gedanken und Fragen eines Kindes in diesen Nachkriegstagen; Fragen an ein knapp siebzehn-

jähriges Mädchen, das vor Kurzem selbst noch ein Kind gewesen war.

»Oft sind Engel da und wir bemerken es nicht«, raunte ich. »Und Hilfe von oben kann man nicht erzwingen. Manchmal braucht es etwas Geduld. Du darfst die Hoffnung auf keinen Fall aufgeben, Karli. Versprichst du mir das?«

»Na gut«, flüsterte Karl, »wenn du es sagst, glaube ich es.«

Am Vormittag des darauffolgenden Tages hatten wir die Vororte von Brünn erreicht. Mein Herz schlug höher, gleichzeitig aber schämte ich mich. Wir mussten wie Bettelleute aussehen, schlampig und abgerissen. Ich sah den Dreck auf unseren Kleidern, spürte den Schmutz auf meiner Haut, roch die Ausdünstungen. Hoffentlich würde mich Jan so nicht zu Gesicht bekommen.

Etwas später erreichten wir eine Straßenbahnhaltestelle. »Fährt die Straßenbahn?«, fragten wir einen Passanten auf Deutsch.

Er nickte und schnaubte abweisend. »Ja, aber nicht für euch!« Ohne uns eines weiteren Wortes zu würdigen, setzte er seinen Gang fort. Wir bemerkten, wie er einigen bewaffneten Männern ein Zeichen gab. Vermutlich handelte es sich um ehemalige Widerstandskämpfer, die nach der bedingungslosen Kapitulation Teil der neuen Herrschaftsgewalt geworden waren.

Mit todernten Gesichtern bewegten sich die Männer auf uns zu. »Als Deutsche ist es euch verboten, die Straßenbahn zu benutzen«, erklärte uns der Anführer.

»Warum dürfen wir nicht Straßenbahn fahren, Hele-
ne?«, erkundigte sich mein Bruder.

»Es ist auch verboten, in der Öffentlichkeit deutsch zu
sprechen«, blaffte ihn der Wortführer an.

»Entschuldigung, das haben wir nicht gewusst«, be-
eilte ich mich, die Situation zu entschärfen. »Wir sind
gerade erst nach Brünn zurückgekehrt.«

»Dann wollen wir noch mal ein Auge zudrücken«,
meinte der Mann herablassend, um mit befehlsgewohn-
ter Stimme fortzufahren: »Des Weiteren müsst ihr Arm-
binden oder Aufnäher mit dem Buchstaben ›N‹ tragen.«
Der Buchstabe ›N‹ stand für Němec – Deutscher. Auch
wenn wir bei unserer Heimkehr auf alle möglichen
Schwierigkeiten vorbereitet gewesen waren, mit einer
Stigmatisierung von Frauen und Kindern hatten wir
nicht gerechnet.

Es folgte ein kurzes Verhör, bei dem uns die Wider-
standskämpfer auch nach Namen und Adresse fragten.
Wir gaben pflichtbewusst Auskunft.

»Ihr müsst euch unverzüglich beim zuständigen Poli-
zeirevier melden«, befahl uns der Anführer. »Und mor-
gen geht es dann ans Aufräumen«, sagte ein anderer
noch recht junger Bursche mit ironischem Unterton.

»Wie? Ist unser Wohnhaus beschädigt oder zerstört?«,
fragte Mutter argwöhnisch.

»Weiß ich doch nicht!«, zuckte der junge Kerl mit den
Schultern. »Ihr werdet zu Aufräumarbeiten in der Stadt
abkommandiert«, klärte uns der Wortführer auf. »Ir-
gendwer muss ja den Schutt wegräumen, den die Nazis
zu verantworten haben!«

Zu Fuß benötigten wir noch über eine Stunde, bis wir unser Viertel erreicht hatten. Das letzte Stück des Weges mussten wir den schwer lädierten Koffer tragen. Das stundenlange Schleifen über den Boden hatte ihm schwer zugesetzt, sodass Teile des Inhalts hervorquollen.

Mit beklommenen Blicken musterten wir den Häuserblock, in dem wir nach zwei Nächten in der freien Natur wieder ein Bett und ein erfrischendes Bad zu finden hofften. Bis auf einige zerbrochene Fensterscheiben waren keine größeren Schäden zu erkennen.

Als wir den Hauseingang betraten, atmeten wir auf! »Geschafft!«, sagte Mama von Glück erfüllt.

»Wenn wir in der Wohnung sind, möchte ich zuallererst in mein Bett«, verkündete Karl. »Ich kann mich vor lauter Müdigkeit nicht mehr auf den Beinen halten.«

›Und ich möchte mich möglichst schnell von dem ganzen Dreck befreien«, dachte ich. Ich hoffte, dass die Wasserversorgung noch funktionierte. Vielleicht könnte ich dann später noch Jan aufsuchen?

Aufgeregt hasteten wir die Stiege empor. Zigaretten- gestank und der Geruch von Bohnerwachs zog uns in die Nase. Irgendwie schien eine unerklärliche Schwere in der Luft zu liegen. Nur noch zwei Stockwerke trennten uns von unserer Wohnung.

– Ende der Leseprobe –

Der Roman mit wahren historischen Hintergrund
ist beim BoD-Verlag veröffentlicht worden
und für 11,99 € in jedem Buchladen erhältlich.

ISBN: 9783752860283

Online bestellbar beim BoD-Verlag (www.bod.de)
oder bei zahlreichen Online-Buchshops.